

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

12. (4. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

12. (4. ordentl.) Versammlung des VI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 24. November 1897, abends 7¹/₂ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

1. Der Vorsitzende Geheimrat E. Friedel ladet zu regem Besuch der nächsten Sitzung am Sonnabend den 4. Dezember ein, welche im Bürgersaale des Rathauses stattfindet. Der Schriftführer der Freien Photographischen Vereinigung zu Berlin, Herr Franz Goerke, wird eine Reihe vorzüglicher, durch ihn aufgenommener photographischer Abbildungen von Gegenden, Bauwerken u. dgl. unserer Provinz in Projektions-Bildern vorführen und dazu die nötigen topographischen und geschichtlichen Notizen geben, ähnlich wie dies Herr Major Nieber bei seinen vom Luftballon aufgenommenen Bildern am 16. Dezember 1896 (Monatsblatt V. 359 flg.) that.

2. Herr E. Friedel legt eine grössere, vom Magistrat zu Friesack veranlasste photographische Aufnahme des von Calandrelli modellierten Denkmals Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg vor. Seit der Einweihung des imponierend belegenen Standbildes am 13. Oktober 1894 (Monatsblatt III. 175.) sind dort anmutige Gartenanlagen geschaffen worden, auch hat unser Mitglied Herr Georg Cohn, ein geborener Friesacker, im Hintergrunde des Denkmals zwei steinerne Bänke auf seine Kosten gestiftet. Auf Vorschlag des Herrn Friedel sind auf denselben folgende zwei Aussprüche des Kurfürsten angebracht, angesichts der Bänke rechts: „Wir wollen ein jeglicher bey des anderen Hülfe getruwelichen bliben, uf daz das recht gestercket und das unrecht gekrenket werde.“ Angesichts links: „Nicht in der Menge des heres ist der sig der streiter, sunder von dem hymmel ist die Stercke.“

Zum Dank hierfür haben die Städtischen Behörden von Friesack Herrn Friedel, ihrem Ehrenbürger, kürzlich das heut vorgelegte Bild überreicht. Die Zeichnung für die Bänke ist vom Architekten Sudicatis zu Oderberg i. M., die Ausführung in rotem Sandstein von dem hiesigen Hofsteinmetzmeister Niggl. An je einer Aussenwange der Bänke ist

eingemeisselt: „Aus Liebe und treuer Anhänglichkeit zu seiner Vaterstadt. Gestiftet von Georg Cohn 1897.“ Der Entwurf der Gartenanlagen rührt von dem städtischen Gartendirektor Mächtig in Berlin her.

3. Herr E. Friedel überreicht ein Exemplar einer Abbildung des Standbildes der Heiligen Gertrud, welches von Rudolf Siemerings Meisterhand geschaffen, die hiesige Gertraudten-Brücke schmückt. Das Bild ist eine vorzügliche Kupferätzung Rudolf Schusters, welche die Erscheinung des Bronzegusses in angenehmem, warmem Tone wiedergiebt.

4. Herr E. Friedel legt eine für geologische Kenntnis der deutschen Reichshauptstadt wichtige Schrift vor: Dr. G. Berendt, Geheimer Bergrat, unter Mitwirkung von Dr. F. Kaunhoven: Der tiefere Untergrund Berlins. Mit 7 Tafeln Profile und einer geographischen Übersichtskarte, Festschrift für die XI. internationale Wanderversammlung der Bohringenieur und Bohrtechniker. Herausgegeben von der K. Preuss. Geologischen Landesanstalt. Berlin 1897. Der durch zahlreiche geologische Vorarbeiten über Berlin und die Mark Brandenburg wohlbekannte Landesgeologe und Professor an der Berliner Universität Dr. Berendt verbreitet sich über den Einfluss der Entwicklung der Bohrtechnik auf die Kenntnis des Bodenbildes Berlins. Er skizziert das oberflächige Bodenbild Berlins und den Urstrom des Berliner Hauptthals. Erörtert werden die Lagerungsverhältnisse im Diluvium und an dessen Grenze zum Miocän, ferner die märkische Braunkohlenbildung, das Miocän und das Oligocän. Unter das eigentliche Tertiär, insbesondere unter das im Meer abgelagerte Unter-Oligocän, geht keine Bohrteufe hinaus. Das tiefste Bohrloch (S. 50) ist bei Aufschliessung der Soolquelle Maria am Weddingplatz bis 306 m hinabgestossen.

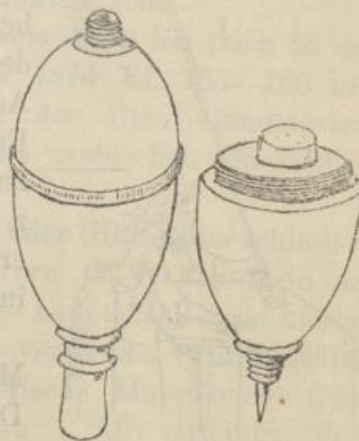
Herr E. Friedel erläuterte die zum Tiefbohren erforderlichen Werkzeuge, welche bei weichem und mässig hartem Gebirge mit Stahlmeisseln, bei dem härtesten Gestein durch eine mit Diamanten besetzte Bohrkronen ausgeführt werden. Das Mitglied unserer Gesellschaft Herr Grosshändler Karl Friedel, in Firma Friedel & Nix, welcher hauptsächlich Rohdiamanten, meist Carbons, für technische Zwecke und Werkzeuge liefert, hatte Zeichnungen der Bohrkronen und zwei Gläschen mit Rohdiamanten für Bohrzeuge eingesendet, welche vorgezeigt wurden. Die Rohdiamanten-Carbons bilden unregelmässige Prismen und Splitter. Eine mit 10 bis 12 dergl. Carbons besetzte Bohrkronen kostet je nach Zahl, Maass und Beschaffenheit der Diamanten 3000 bis 30,000 Mark. Vorgelegt wurden 6 schwarze Diamanten (Carbons) von Bahia in Brasilien. Der Laie würde diese unscheinbaren schwarzen splitterigen und schülferigen Diamanten für wertlose Schlackenstückchen halten. Gleichwohl haben sie einen höheren Wert, als die weiterhin zu erwähnenden schöner aussehenden südafrikanischen Diamanten, weil jene härter und zugleich widerstandsfähiger sind, als diese. Ferner lagen vor 6 zum Teil recht

grosse, prächtig flimmernde, helle Diamanten aus verschiedenen Diamanten-Minen in Transvaal, sie werden daselbst in vergleichsweise viel grösserer Menge als die Carbons bei Bahia gegraben und kosten diese Bohrdiamanten zur Zeit etwa 40 Mark pro Karat. Die Bahia-Carbons werden in Brasilien von einzelnen Diamantensuchern gefördert, also nicht wie in der Kapkolonie und in Transvaal von geregelten Gesellschafts-Unternehmungen. Die Bahia-Carbons kosten z. B. 110 M. pro Karat, und haben, als in Südafrika infolge Goldsucherfieber der Diamant-Bergbau vernachlässigt wurde, bereits 200 M. pro Karat gekostet. Diesen Carbon-Bohrern widersteht aber auch kein noch so hartes Gestein, während die südafrikanischen Diamanten bei harten Bohrversuchen mitunter zu Bruch gehen und zersplittern. Die bei der Zurichtung der Bohrdiamanten abfallenden Splitter werden übrigens auch noch gut verwendet, als Hobel für Spiegelglas, als Glaserdiamanten, als Schriftdiamanten für Glas und Lithographie, für Pantographen, als Diamant-Glasbohrer für Optiker u. s. f. Zu Bohrzwecken werden zur Zeit auf der Welt per Jahr gegen 25 Millionen Diamanten aller Art konsumiert. Daher die grosse Preissteigerung des Rohprodukts in den letzten Jahren.

5. Herr E. Friedel macht folgende Mitteilungen über altertümliche Geräte.

a) Tintenstecher. Zunächst lege ich ein „gelehrtes“ Gerät, einen Tintenstecher vor, wie er früher bei uns üblich war, während die Erinnerung daran sogar, nach meiner vielfältigen Erkundigung derart geschwunden ist, dass die meisten Leute, auch hier in Berlin, sich nicht entsinnen, auch nur das Wort gehört zu haben.

Als ich von 1856 bis 1859 an der hiesigen Friedrich Wilhelms-Universität studierte, bedienten sich noch viele Musensöhne des Tintenstechers. Derselbe bildet im geschlossenen Zustande ein aus Rinderhorn gedrehtes, sehr ausgezogenes Ei von 7 bis 10 cm Länge, an der dicksten Stelle vielleicht 3 bis 4 cm im Durchmesser. Sobald die Kuppe oben abgeschraubt ist, zeigt sich ein Tintenfass, und sobald man das untere Ende abschraubt, ein scharfer eiserner Stachel. Das untere Ende wurde zuerst abgeschraubt und der Tintenstecher dann mit der nötigen Gewalt, so dass er fest aufrecht stand, in die Schreibtischplatte getrieben. Dann erst ward die Kuppe abgeschraubt. Die recht gewöhnlich gezimmerten Studententische sahen infolge der Anwendung des Tintenstechers, der noch aus dem Mittelalter stammt und sicherlich überhaupt bei allen Schulen, wo man mit Tinte schrieb, einstmals üblich war, übel



zerstochen aus. Jetzt sind in den studentischen Hörsälen längst bessere Möbel eingeführt und die altmodischen Tintenstecher der Art verschwunden, dass es mir, obwohl ich seit dem Bestehen des Märkischen Museums, d. h. seit 1874, auf ein derartiges „gelehrtes“ Gerät gefahndet habe, erst kürzlich gelungen ist, ein solches zu erwerben. Der Tintenstecher, Kat. B. VI Nr. 12685 des M. M., ist in halber Grösse auf vorstehender Seite in geschlossenem und in geöffnetem Zustande abgebildet. Geschenk des Herrn Professor Dr. Simon. Die Formen des Körpers des Tintenstechers wechselten übrigens durch alle Möglichkeiten des Originals, bald mehr schlank, bald mehr gedrungen.

b) Gnidelsteine. Ich lege ferner als Auswahl unter einer grössern Anzahl ähnlicher Stücke vier Geräte der Hauswirtschaft vor, auf die ich als der erste in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in der Sitzung vom 11. Juli 1874 die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt habe. Es sind das die von mir sogenannten Gnidelsteine. Die hiesigen Exemplare sind aus dunkelgrünem Glase gefertigt und ca. 7 bis 9 cm im Durchmesser, kreisrund, oben konvex, unten ganz plan oder in der Mitte vertieft, man sieht, dass dort der Glasklumpen an der Pfeife des Glasbläfers gesessen hat. Gnideln ist ein plattdeutscher Ausdruck für glätten, man könnte die Steine auch Glättsteine nennen, indessen ist der Ausdruck Gnidelsteine durch den Volksmund verbürgt. Man brauchte diese Steine vornehmlich, als man noch selbstgesponnenes oder selbstgewebtes Linnen



trug, zum Glätten (Appretieren) der Leinwand, besonders blaue Leinwand-Schürzen hat man, wie mir öfters gesagt worden ist, damit gegnidelt oder gegnigelt. Man hat damit auch nach dem Zusammennähen die Nähte geglättet bei Zeug und bei Leder, denn auch zum Glätten des letztern sind die Gnidelsteine wohl geeignet. Auch hat man Pergament zum Schreiben und Einbinden, sowie Spielkarten, um sie recht glatt zu machen, damit bearbeitet. Ausgrabungen, z. B. bei Kohlhasenbrück unweit Potsdam haben erwiesen, dass die gläsernen Gnidelsteine bis ins Mittelalter zurückreichen.

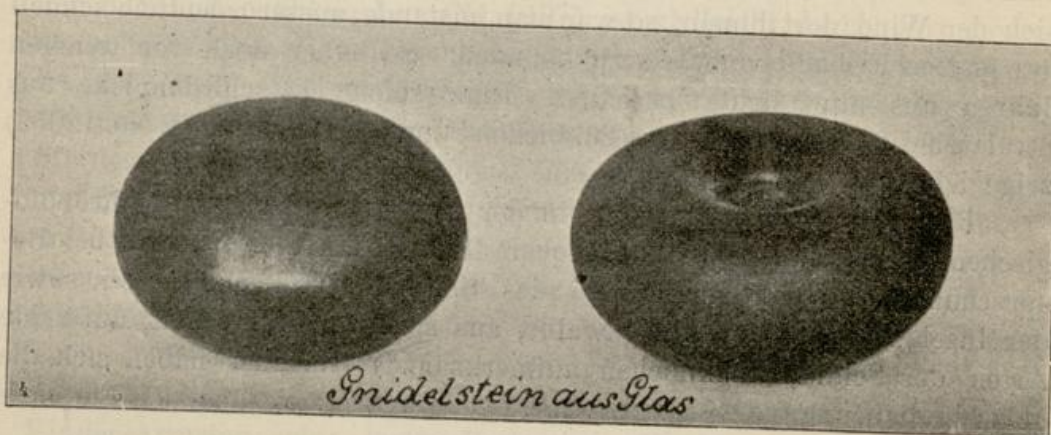
Die hier vorgelegten Steine stammen, dem Märkischen Museum gehörig, zwei aus dem Dorf Preddöhl (VI. 7673 und 7674) in der Priegnitz, einer aus Dähre in der Altmark (VI. 1000) und einer aus Hohenkirchen, Kreis Zeitz (VI. 136). Um den Druck zu verstärken, wendete man die vorstehende, linear angedeutete, Vorrichtung an.

An der Zimmerdecke a b befand sich eine eiserne Feder c, unter derselben ein Brett d e und hieran eine Stange f g, welche bei g, in die Vertiefung der planen Seite des Gnidelsteins passte. Letzterer wurde nun auf der Tischplatte mit Hebelkraft derartig hin- und hergeschoben, dass er dem auf der Platte liegenden Leinenzeug eine gute Appretur verlieh.

Eine Abbildung der Gnidelsteine folgt hierunter.

Als das Glas noch selten war oder wo es fehlte, hat man harte glatte Steine besonders Feuerstein, der dem Glase am nächsten kommt, als Gnidelsteine verwendet.

Die Gnidelsteine wurden aber auch beim Nähen, namentlich beim Strümpfestopfen als Näh- und Stopfsteine verwendet, und in dieser Weise gebraucht habe ich sie noch hie und da in alten Wirtschaften namentlich auf dem Lande und in den kleinen Städten angetroffen.



Für jede Mitteilung über solche Gnidelsteine, namentlich wo solche noch jetzt vorfindlich sind, würde ich sehr dankbar sein.

Ausführlich verbreitet über die Gnidelsteine habe ich mich in den Verhandlungen der vorerwähnten Gesellschaft 1874 VI. 155—160 und 1875 VII. 183. Erwähnt sei noch, dass in der alten Handelsveste Björkö in Schweden diese Glasgnidelsteine mit arabischen Hacksilbersachen zusammen ausgegraben worden sind.

c. Glätt-Knochen. An die Gnidelsteine oder Glättsteine schliessen sich ungezwungen die ebenfalls recht primitiven Glättknochen an, welche beim Weben zum Glätten des Gewebes — hauptsächlich ist hierbei auch wohl wieder an Linnen zu denken — verwendet wurden. Ich lege Ihnen drei Exemplare, welche das Märkische Museum der Güte unseres Mitgliedes Lehrer Lange in Oderberg i. M. verdankt, vor. No. VI. 994 ist stark abgenutzt, von allen Seiten glatt, auf kräftigen Gebrauch deutend, zur besseren Handhabung durchbohrt. Die Knochen VIII 231/232, Mittelfussknochen, wenn ich nicht irre, vom Rind, zeigen das Rohmaterial für die Glätt- oder Gnidel-Knochen.

d. Schlittschuh-Knochen. Vielfach verwechselt mit den Gnidel- oder Glättknochen werden die Schlittschuh-Knochen und Schlitten-Knochen, von denen erstere hauptsächlich, wie heut die stählernen Schlittschuhe, abseiten der Jugend (allerdings nicht ausschliesslich) gebraucht wurden.

Die Schlittschuhknochen sind entweder undurchbohrt oder zum Hindurchziehen von Riemen oder Bindfaden durchbohrt. Die undurchbohrten sind natürlich die primitiveren.

Bei den undurchbohrten Schlittknochen, bei denen selbstredend die Köpfe der Rinder- oder Pferde-Röhrknochen abgeschlagen sind, stand der Eisläufer einfach auf den Knochen aufrecht, wozu lediglich Vorübung und Gewandheit gehörte, und trieb sich mit einem Stachelstock, besser mit zweien — in jeder Hand mit einem, vorwärts. Auch wurde zwischen den beiden Stöcken wohl ein Tuch als Segel befestigt. Setzte sich der Wind dort hinein, so war man imstande, ausserordentlich schnell auf glatter Eisbahn vorwärts zu kommen. So haben noch vor wenigen Jahren uns alte Leute berichtet. Eine solche Eisschlittenpieke aus Stralau bei Berlin vom Fischer Tübbicke stammend (MM. B. VI. No. 12052) zeige ich vor.

Rudolf Virchow machte in der gedachten Berliner Anthropologischen Gesellschaft am 15. Oktober 1870 (Bd. III. 2.) zuerst bei Besprechung der Pfahlbautenfunde des Soldiner- und Daber-Sees sowie der Inselansiedlung bei Königswalde, aus spät wendischer Zeit, auf beide Arten der Schlittschuhknochen aufmerksam.*) Nachher haben sich die einschläglichen Funde von Norwegen bis Ungarn, wie aus der Fussnote ersichtlich, vermehrt.

Ich bin in der Lage, Ihnen diesbezüglich einige hochinteressante Funde vorzulegen, darunter den wahrscheinlich ältesten Schlittschuhknochen d. h. den ältesten Schlittschuh aus Deutschland. Derselbe ist in Spandau ausgegraben worden, als auf dem Stresow im Jahre 1881 der Boden für die Anlegung eines Kriegspulvermagazins tief ausgeschachtet wurde. Man stiess dabei auf eine Art von Pfahlbau, der in einem Altwasser der Havel in der Blütezeit der Bronzeperiode errichtet sein mochte. Die Hauptfunde sind nach dem königlichen Museum gelangt.

*) Andere Erwähnungen in den gedachten Verhandlungen III. 60 (England, 16. Jahrhundert) III. 19; V. 131; IV. 72 (Schlesien); III. 103 (Schweden); III. 132 bei Snorro Sturleson erwähnt. IV. 3 Wiepersdorf bei Jüterbog, Schlittknochen mit Nägeln; Toszeg in Ungarn VIII 251 Schlittknochen aus Metatarsus von Pferd; XIX, 83 (in Bayern, Norwegen, Island; XIX 471 478 Schlittknochen mit Steinaltertümern in Hradek bei Czaslau, dgl. vielfach bei Kuttenberg in Böhmen, vorlavisch; XII. 104 bei Lützen, Metatarsus von Pferd, Burgwallzeit; III. 104 aus neuerer Zeit in Züllichau, XVII, 394 Hammel- und Pferdeknöchel in Westpreussen; V. 129. Schlittknochen, alte Ansiedlung bei Cammin in Hinterpommern.

Mit anderen mehr naturgeschichtlichen Objekten kam dagegen der vorgelegte Schlittschuhknochen ohne Durchbohrung, ein Unterarmknochen von einem Pferde, der etwa aus der Zeit um 1000 vor Ch. stammen mag, an das Märkische Museum. MM. B. II. 11805.)*

Aus der Spree in Berlin hinter dem Brauerei-Grundstück von Landré, Stralauer Srasse 36, wurden zwei Schlittschuhknochen (MM. B. IV. 1666 a und b) mit vielen anderen z. Th. wendischen und germanischen Altsachen ausgebagert, welche ebenfalls undurchbohrt sind. Dieselben sind unter Mittelalter (B. IV) im Katalog des Märkischen Museums eingetragen, sie können aber noch viel älter sein, allerdings machen sie nicht ganz den subfossilen Eindruck wie der zuerst erwähnte Schlittschuhknochen vom Spandauer Stresow.

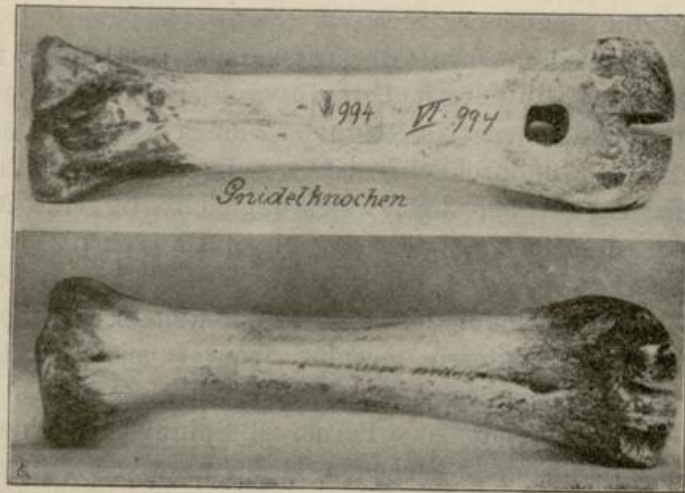
Fünf Schlittschuhknochen (Museumskatalog B. II. 9192 flg.) lieferte der berühmte Pfahlbau von Potzlow, Kreis Templin**). Einer der 5 Schlittschuhknochen (Nr. 9197) ist vielleicht durchbohrt gewesen, die anderen sind alle undurchbohrt. Dieser eine Schlittschuhknochen 9197 ist auf einem Tablett befestigt, welches gleichzeitig eine Menge Ausstattungsstücke desselben Pfahlbaus zeigt. Da sehen Sie aus einer Pferderippe gefertigt ein gebogenes Instrument mit Zähnen, um Striegel- und Reifen-Verzierungen auf der Aussenseite wendischer Thongefässe zu erzeugen. Von den letzteren gewahrt man 7 mit charakteristischen wendischen Dekorationen und ein Bodenstück, welches mit einem griechischen Kreuz verziert ist. Ferner 6 Spinnwirtelsteine, theils aus Thon, theils aus Sandstein, 5 Pfriemen oder ähnliche Geräte aus Knochen- oder Geweihstücken. 3 feine schieferne Schleifsteine, ein bronzener Kinder-Armring, eine bunte Perle aus Glasfrittenmasse u. dgl. mehr Etwa 11. oder 12. Jahrhundert.

*) Zu vergleichen: Ernst Friedel, Der Bronzefahlbau in Spandau. Braunschweig 1883, Archiv f. Anthropologie Bd. XIV. S. 383 erwähne ich unter 3 noch einen Glätt- oder Schlittknochen von Pferd, dies ist ein anderer, als der von mir heut vorgezeigte Knochen, nämlich nach Professor Alfred Nehring ein Metatarsus, welcher, soviel mir bekannt, in die Sammlung des Zoologischen Museums der K. Landwirtschaftlichen Hochschule gelangt ist.

***) Über den Burgwall von Potzlow vgl. in den Verh. der Berl. Anthropol. Ges. R. Virchow II. 476; VI. 114; VII. 130 und VIII. 118. Der mit Pfahlbauten verbundene Burgwall dürfte in das 11. oder 12. Jahrhundert gehören und ist von mir wiederholentlich durchforscht worden. Auch Pferdeschädel ohne Unterkiefer, der Schädel nach unten, wurden früher als Schlitten benutzt. Vgl. meine Mitteilungen darüber in den gedachten Verhandlungen Bd. XV. 1883, S. 54 bezüglich Butzbach in der Wetterau und Bd. XVI. 1884, S. 291 wahrscheinlich bezüglich Wiepersdorf bei Dahme, wo Achim von Arnim, geb. 1781 zu Berlin, Gemahl „Bettina des Kindes“, dergl. sah und in seiner Novelle „Wunder über Wunder“ wie folgt beschrieb: „zugleich sah er, wie ein Knabe auf der Kinnlade eines Rosses vom beschneiten Berge herabgleitet.“ Achim starb auf dem genannten Arnimschen Familiengut i. J. 1831.

Endlich lege ich noch zwei undurchbohrte Schlittschuhknochen von Toppenwerder bei Alt-Ruppin (MM. B. II. 10448/9) vor, welche in einer bis in wendische Zeit zurückgehenden Ansiedlung gefunden sind.

Unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer teilt mir eine interessante Bestätigung über den Gebrauch der Schlittschuhknochen aus seiner Jugendzeit in Berlin mit. Vor 60 und mehr Jahren trieben die Berliner Kinder das Schlittern auf den gefrorenen Rinnsteinen. Sie bedienten sich dabei mitunter eines einzelnen glatten Schlittschuhknochens, den sie sich aus der Küche oder sonst woher verschafft hatten, setzten hierauf den einen Fuss und stiessen sich mit dem andern Fuss auf dem

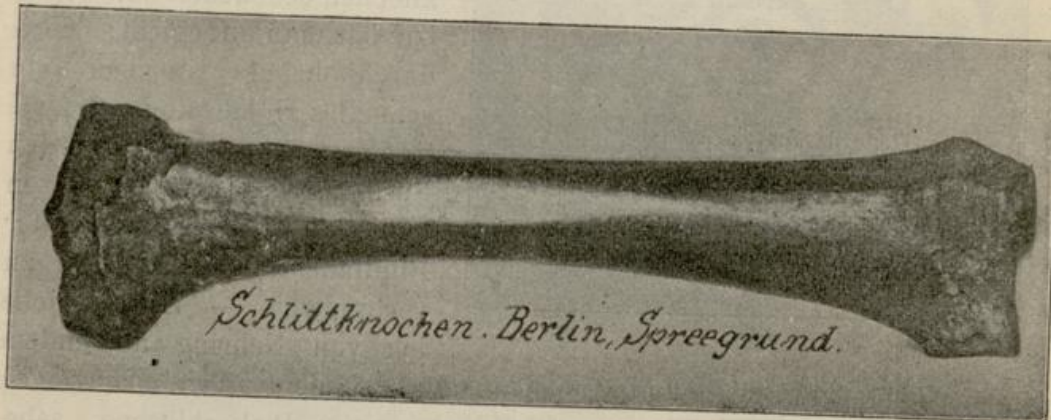


Eise des Rinnsteins ab. Eine besondere Specialität war hierbei das „Adler-Machen“. Die Kinder gossen in den breiten Rinnsteinen mit Wasser oder spuckten auch in Ermangelung von Wasser einen preussischen Adler oder was ungefähr so ähnlich war, auf dem Eise, in welchem die Flüssigkeit sofort anfror, zurecht und glitten nun auf dem Schlittschuhknochen durch den Adler hindurch. Wer durch das Herzschild desselben hindurchfuhr, was eine besondere Geschicklichkeit erforderte, der hatte gewonnen.

e) Schlitten-Knochen. Als letzte Abart führe ich die Schlitten-Knochen an. Hier sind in die Knochen Zapfenlöcher eingedreht. Auf den darein passenden Zapfen wurden Querleisten und auf diesen Sitzbrettchen befestigt oder das Sitzbrett ruhte unmittelbar auf den Zapfen. Zum Fortbewegen dienen kurze hölzerne Stäbe, welche mit Piekhaken aus Eisen versehen sind, daher die Schlitten auch kurzweg Piek Schlitten hiessen. Der Fahrer sass auf dem Schlitten, der sehr niedrig war, streckte die Beine vor sich aufs Eis und schob sich nun, in jeder Hand eine Pieke brauchend, vorwärts. Man konnte aber auch mit einer Pieke auskommen, wenn man mit derselben zwischen den

Beinen hantierte. Der hier vorgezeigte Schlitten-Knochen (MM. B. IV. 1057) stammt aus Oderberg in der Mark und ist vielleicht mittelalterlich. Die Schlittenpieke (B. VI. 12779) ist modern und stammt aus Berlin.

Des weiteren teilt mir Herr Professor Dr. Alfred Nehring einen in der Zeitschrift „Wild und Hund“ III. Jahrg. Nr. 6 am 5. Februar 1897 S. 84 flg. enthaltenen Aufsatz mit: „Über Schlittknochen, insbesondere über einen solchen von der Burg in Bromberg.“ Es heisst in dieser



von einem ausgezeichneten Knochenkenner geschriebenen Auseinandersetzung u. a.: „Diejenigen Schlittknochen, welche ich im hiesigen Märkischen Provinzial-Museum untersucht habe, stammen sämtlich vom Pferde, und zwar sind es 7 Unterarmknochen (Radii), 2 Mittelfussknochen (Metatarsi) und 1 Mittelhandknochen (Metacarpus). Im hiesigen Museum für Völkerkunde sah ich 4 Schlittknochen aus dem Burgwall von Ketzin (Prov. Brandenburg), von denen 2 (nämlich ein Mittelfussknochen und ein Mittelhandknochen dem Pferde), die beiden andern (ein Mittelhandknochen und ein Radius) dem Rinde entnommen waren.“ Der Bromberger Schlittknochen ist Metacarpus von Equus. „Wenn man,

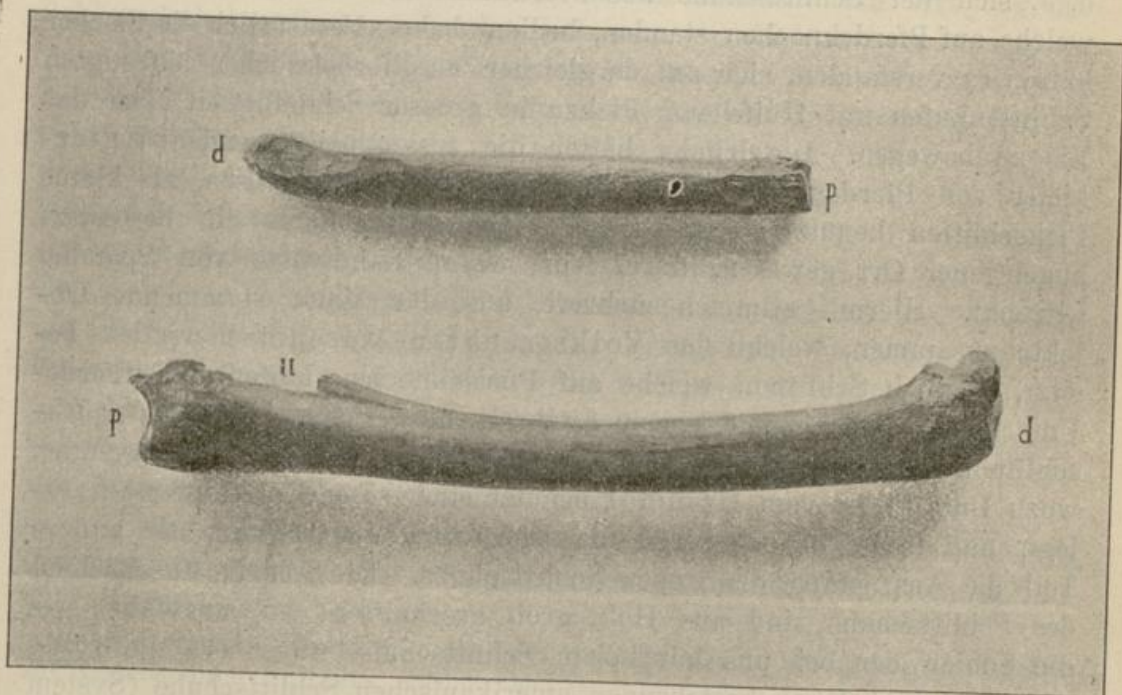
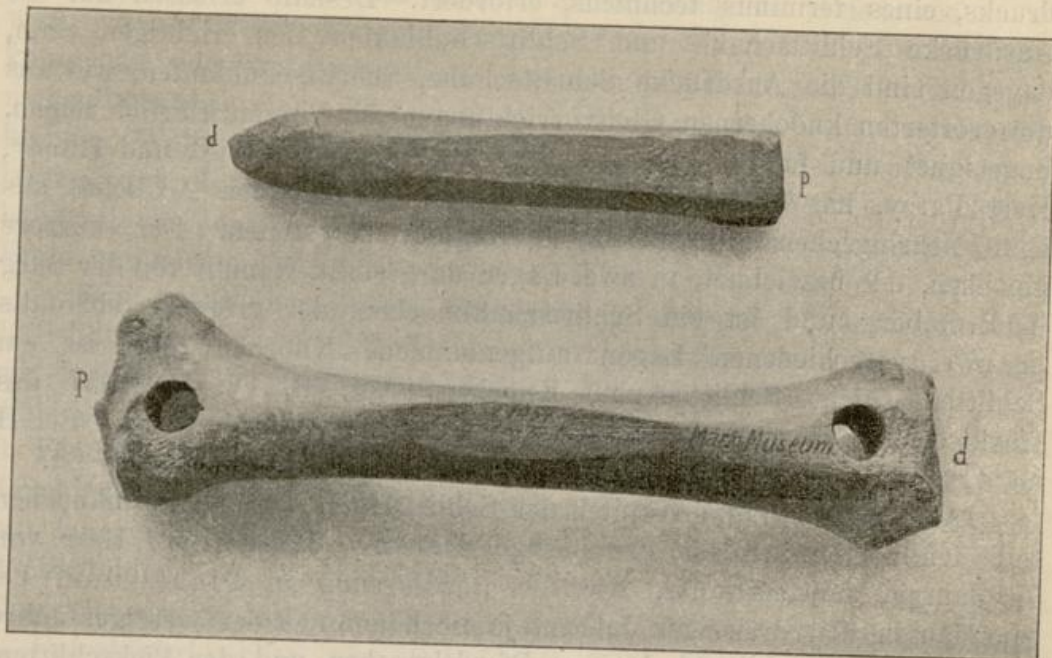
fährt Nehring S. 84 fort, den Unterarm eines Pferdes oder Rindes, als Schnittknochen in Gebrauch nehmen wollte, so schlug man zunächst den Gelenkteil der Elle (Ulna) ab und entfernte an der Speiche (Radius) alle hervorragenden, also hinderlichen Teile der beiden Gelenkpartien, um dann die Vorderseite des Knochens als Gleitfläche zu benutzen. So ist es auch bei den abgebildeten Exemplaren geschehen. (Siehe die Figuren.) Dieser gehört dem hiesigen Märkischen Provinzial-Museum und war während des Sommers 1896 zusammen mit anderen Exemplaren in der Fischerei-Abteilung der Berliner Gewerbe-Ausstellung in Treptow



zur Schau gestellt; er ist bei Oderberg in der Mark. ausgegraben worden und stammt von einem Pferde. Die Gleitfläche ist spiegelblank, aber noch wenig abgenutzt. Dieser Schlittknochen zeigt die Eigentümlichkeit, dass er vorn und hinten von einem kreisrunden relativ grossen Bohrloch durchbohrt ist, wie man solches schon mehrfach bei Schlittknochen beobachtet hat. Offenbar hat man auf einem solchen durchbohrten Knochen ein schmales Holzbrett durch zwei Zapfen befestigt, um dann den Fuss auf das Brett zu setzen und ihn durch Riemen oder Bindfaden mit letzterem zu verbinden.“ — Hier weiche ich von Nehring ab, indem

ich in dem letzterwähnten Knochen, wie angedeutet, vielmehr einen Schlittknochen, Knochen zur Gleitfläche eines Pieksschlittens, sehe. Ferner sei noch angeführt, was Nehring über die verschiedenen Längen der Schlittschuhknochen sagt: „Was die Länge der von mir gemessenen Schlittknochen anbetrifft, so variiert dieselbe von 210—330 mm. Der Schlittknochen von Bromberg ist nur 210 mm lang, der von Oderberg misst 320 mm. Ersterer ist nach meiner Ansicht ein Knaben-Schlittknochen, letzterer ein solcher für Männer. Ich selbst habe die Länge meines Fusses (265 mm) mit der jener Knochen verglichen und bin zu dem Resultat gekommen, dass der Bromberger Schlittknochen für einen erwachsenen Mann viel zu kurz sein würde; dagegen würde der 320 mm lange Schnittknochen von Oderberg für einen mit Stiefel bekleideten Männerfuss die richtige Länge haben.“

Endlich wird meines Bedünkens durch die Betrachtung der Schlitt- oder Schlittschuh-Knochen eine alte sprachliche Streitfrage, ob man Schlittschuh oder Schrittschuh, Schlittschuhlaufen oder Schrittschuhlaufen sagen müsse, befriedigend entschieden. Dass Schuhe zum Schreiten dienen, ist ja so selbstverständlich, dass man es nicht erst mit Worten auszudrücken braucht. Schon dieser Umstand spricht gegen die sprachliche Richtigkeit von Schrittschuh und Schrittschuhlaufen. Aber



schuhlaufen sagen müsse, befriedigend entschieden. Dass Schuhe zum Schreiten dienen, ist ja so selbstverständlich, dass man es nicht erst mit Worten auszudrücken braucht. Schon dieser Umstand spricht gegen die sprachliche Richtigkeit von Schrittschuh und Schrittschuhlaufen. Aber

Schlittschuhe, Schuhe, die gewissermassen aus Schlitten bestehen und nicht zum Schreiten, sondern zum Gleiten auf dem Eise dienen, das ist etwas Besonderes, welches die Erfindung eines eigenartigen Ausdrucks, eines terminus technicus, erfordert. Deshalb erfassen nur die Ausdrücke Schlittschuhe und Schlittschuhlaufen den richtigen Sinn, dagegen sind die Ausdrücke Schrittschuhe, Schrittschuhlaufen, wie uns die erörterten knöchernen Gleitvorrichtungen der Vorzeit klärlich zeigen, ungeeignet und falsch gewählt. Der Verleger von „Wild und Hund“, Herr Parey, hat die Güte gehabt, uns die beifolgenden 2 Clichés aus dem Nehringschen Aufsatz zur Verfügung zu stellen. Der kürzere Knochen, dP bezeichnet, in zwei Lagen dargestellt, stammt von der Burg in Bromberg und ist ein Schlittschuhknochen, der grössere, ebenfalls in zwei verschiedenen Lagen aufgenommene Knochen, Pd, ist ein Schlitten (nicht Schlittschuh-) Knochen, Kat. B. IV. Nr. 1057 des Märkischen Museums und stammt von Oderberg in der Mark. Bei H ist die Stelle, wo die Elle von der Speiche abgeschlagen worden ist.

Als Nachlese zum Kapitel der Schlittschuh- und Schlittenknochen teile ich noch mit, dass der hiesige Rentner Hasse, ein Herr von 78 Jahren, mir mitteilte, wie die Bevölkerung in Pichelsdorf bei Spandau in den dreissiger Jahren, ja noch anfangs der vierziger Jahre d. J. sich der Schlittschuhe aus Pferdeknochen und der Pieksschlitten, welche auf Pferdeknochen standen, bedient habe. Namentlich die Fischer hätten es verstanden, sich auf dergleichen an Pferdeknochen befestigten Schlittenkufen mit Hülfe von Pieken in grosser Schnelligkeit über das Eis zu bewegen. Die Kinder hätten die zusammenhängenden Unterkiefer von Pferden, auf welche Brettchen befestigt gewesen, als kleine Pieksschlitten benutzt. Freilich sei Pichelsdorf damals ein besonders abgelegener Ort gewesen, durch eine wahre Sandwüste von Spandau getrennt. Hiermit stimmen mehrere aus der Mark stammende Objekte zusammen, welche das Volkstrachten-Museum hieselbst besitzt, nämlich Schlitten, welche auf Pferdeknochen laufen und Pferde-Unterkiefer, welche mit einem Sitzbrett ausgerüstet, als Kinderpieksschlitten benutzt wurden. Ganz absonderlich ist ein Paar Schlittschuhe, wozu Unterkiefer vom Hammel benutzt sind. Der Unterkiefer ist zerlegt, und bildet der eine Teil die Ausrüstung des rechten, der andere Teil die Ausrüstung des linken Schlittschuhs. Die Sohlen (Fussflächen) des Schlittschuhs sind aus Holz grob geschnitten, so ungefähr wie die Sohlen der bei uns käuflichen Schlittschuhe waren ehe die völlig aus Stahl und Eisen bestehenden amerikanischen Schlittschuhe (System Halifax etc.) aufkamen. Diese Holzsohlen sind durchlöchert, so dass man Riemen hindurchziehen kann, vorn sind auch zwei lederne Öhsen zu gleichem Zweck angenagelt. Die hölzerne Fussfläche sitzt unmittelbar auf dem Schafkiefer auf und zwar so, dass das vordere

Ende des Kiefers am Fussende der hölzernen Sohle und das breite hintere Ende des Kiefers mittels des aufsteigenden Kieferastes in das vordere Ende der hölzernen Sohle festeingepasst ist. Die Unterkante des Kiefers vertritt also das moderne Schlittschuheisen. Das ganze Machwerk sieht ungeschickt aus, der Kiefer musste tief einschneiden und kann man sich kaum vorstellen, dass man mit dieser Art Schlittschuh — namentlich ohne einen Piekstock zu Hülfe zu nehmen — schnell laufen konnte. Wahrscheinlich hat sich der Betreffende schieben oder ziehen lassen. Ich kann darin nichts ursprünglich Volkstümliches, sondern lediglich eine ungeschickte kindliche Nachahmung eines modernen mit Eisen montierten Holzschlittschuhs erblicken.

Wir haben im ganzen nunmehr in unserer Mark festgestellt:

1. Schlittschuhknochen (Pferd) ohne Durchbohrung (steinzeitliche Form) mit Piekstock;
2. Schlittschuhknochen (Pferd) mit Durchbohrung zum Anbinden und Anschnallen, eventuell ohne Piekstock zu brauchen;
3. Kinderschlitten auf Pferde-Vorderarmknochen mit kurzem Piekstock;
4. Schlitten auf Pferde-Vorderarmknochen (Schlittenkufen) für Erwachsene mit langem Piekstock;
5. Pferdeschädel, so dass der Schädel die Gleitfläche bildet, als Kinderschlitten montiert, mit Piekstock;
6. Pferde-Unterkieferpaare mit Sitzbrett als Kinderschlitten mit Piekstock und
7. Unterkieferknochen vom Schaf mit Holzsohlen nach Art eiserner Schlittschuh montiert, wahrscheinlich nur mit Piekstock zu brauchen.

Herr Otto Schöning, Redakteur der hiesigen Zeitschrift „Deutscher Eis-Sport“, hat mir noch zwei historische Quellen zur Benutzung freundlichst geliehen. Zunächst ein niederländisches Buch: Schaatsenrijden door Mr. J. van Buttingha Wichers, 1ste Secretaris van den Nederlandschen Schaatsenrijdersbond, 's Gravenhage 1888*). In dieser mit vielen interessanten Abbildungen ausgestatteten Geschichte des Schlittschuhs ist ein besonderes Kapitel „Beenen-Schaatsen“. Daraus entnehme ich, dass Fitzstephen, Sekretär des Erzbischofs Thomas Becket, in seiner lateinischen „Beschreibung der sehr ansehnlichen Stadt London“ (um 1180) erzählt, wie sich die Jugend auf beinernen Schlittschuhen erlustigte, die dahin flogen „so schnell wie ein Vogel in der Luft oder der Bolzen aus einem Kreuzbogen“ (Armbrust).

Olaus Magnus (1490—1550) berichtet, man habe zu diesem Zweck glatte Hirsch- oder Rentierknochen genommen (lib. I. cap. XXV).

*) Schaatsenrijden s. v. a. Schlittschuhlaufen. Der Schlittschuh heisst auf Niederländisch: schaats, entsprechend dem Englischen skate. Dies entspricht mehr der Vorstellung des Stelzen-Laufens. Die Skandinaven sagen gewöhnlich: Skridsko = Schrittschuh. Dagegen bedeuten die skandinavischen Wörter Ski, Skid, Skiden die Schneeschuhe, von Skida die Scheide, das Laufbrettchen. Das Wort für Schlitten ist jedoch in allen germanischen Sprachen verwandt, skandin. slåde, niederl. slede oder sleê, englisch sledge.

Im niederländischen Friesland benutzte man wahrscheinlich Kuh-Rippen (Wichers p. 71). In einem Gedicht, dem Friesischen Volks-Almanach von 1841, lässt man einen Friesen gegen die Gröninger sagen:

Ik rijd om lijf en leven
En zal op koeije ribben zelfs
Den beste een les nog geven.

Auch „ossenschinkels“ benutzte man derartig, woher die holländische Bezeichnung „schenkel“ für das Eisen der modernen Schlittschuh wahrscheinlich entlehnt ist. Fin Magnusen erzählt dasselbe bez. Pferderippen von seinem Geburtsland Island. Vieth sagt, dass in seinem Vaterland Westfalen die Jungens sich Ochsenrippen unterbanden und dass man damit sehr schnell laufen konnte, nur musste man sich vor seitwärtigem Ausgleiten in acht nehmen. Im Rijks Japansch Museum, das Siebold begründet, befinden sich sibirische Schlittschube aus Walrosszähnen mit Bohrlöchern für die Befestigung.

In den Illustrated London News von 1861 ist eine Abbildung, auf welcher Chinesen mit dergleichen Schlittschuhen ausgerüstet erscheinen.

In dem Museum van Oudheden zu Leiden befinden sich verschiedene Beinschlittschuhe, die in mehren niederländischen Provinzen in Mooren ausgegraben sind; ähnliche Ausgrabungsstücke sehen wir in den dänischen, norwegischen und schwedischen Museen. In Moosseedorf, Schweiz, wurde ein einzelner Schlittknochen gefunden (in der Staatsbibliothek in Bern). Auch in England und Schottland hat man dergleichen Funde gemacht. In Irland habe ich Schlittschuh- und Schlitten-Knochen nicht gesehen. Wilde in seinem reichhaltigen Katalog des Museum of the Royal Irish Academy zu Dublin führt auch nichts dergleichen an und doch kennt man unzählige beinerne Gerätschaften aus den ungeheuren irischen Torfmooren. Sollten die Schlittknochen hier zufällig übersehen sein oder spielten sie auf der Grünen Insel, die meist sehr milde Winter hat, überhaupt keine wichtige Rolle? Ich vermute letzteres.

Endlich liegt mir noch die Nr. vom 30. Dez. 1873 der Zeitschrift: „The Field, the Country Gentleman's Newspaper“ vor. Darin betitelt sich ein Artikel „bone skates from the fens“, Beinschlittschuhe aus den Mooren. Abgebildet ist ein Specimen mit 2 senkrechten Bohrlöchern, das ich für einen Piekschlitten-Knochen halte. Es ist ein Vorderarmknochen eines Rindes. Ich begnüge mich zum Schluss mit einem Citat: „One pair of *old London bone skates* in the collection of the *British Museum* has iron staples fixed into the heel end; whilst a skate found a year or so anterior to 1840, in Moorfields, and described in 1841 in a lecture before the London Society of Antiquaries bei Mr. C. Roach

Smith, was stated to have had a hole drilled into the heel end to the depth of 3 in. no doubt to receive a peg.“

Bis jetzt werden, wie ich noch betonen muss, auch von den Gelehrten fast überall die Schlittschuh-Knochen mit den Schlitten-Knochen verwechselt und ich hege deshalb die wenn auch schwache Hoffnung, dass meine heutigen Mitteilungen in der *Brandenburgia* dazu dienen mögen, die Altertumsforscher auf die Beachtung der bszüglichen Unterschiede aufmerksam zu machen. Es dauert nach menschlicher Erfahrung freilich fast überall sehr lange, bevor Irrtümer, welche sich in gelehrten Schriften namentlich der Archäologen befinden, durchgehends bemerkt, anerkannt und für die Zukunft ausgemerzt werden.

Nachtrag. Bei L. Lindenschmit, *Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit*. I. Bd. Mainz 1864. Heft XII. Tafel I ist unter Nr. 1 ein undurchbohrter Schlittschuh eines Pferdeknochen dargestellt. Fundort nicht bezeichnet. — Museum zu Hannover, unter Nr. 2 ein nur an dem einen Ende, daselbst aber von oben her zweimal durchbohrter Schlittknochen. Gefunden in einem Grabhügel bei Oosterend im niederländisch Friesland-Museum zu Leiden. Gleichartige sind auch in den Provinzen Zeeland, Utrecht und Geldern gefunden. Lindenschmit versetzt beide Funde in die Steinzeit. Wie mir Herr Professor Jentsch mitteilt, sind im Sommer 1897 bei der für Durchlegung einer Eisenbahnstrecke erfolgten Durchstechung des berühmten Schlossbergs bei Burg im Spreewald, Kreis Lübben, Schlittschuhknochen ausgegraben; der Berg, welcher zum grossen Teil künstlich aufgehöhht ist, enthält in den unteren Schichten germanische, in den oberen Schichten wendische Altertümer. Diese Fundstücke befinden sich im K. Völkermuseum zu Berlin.

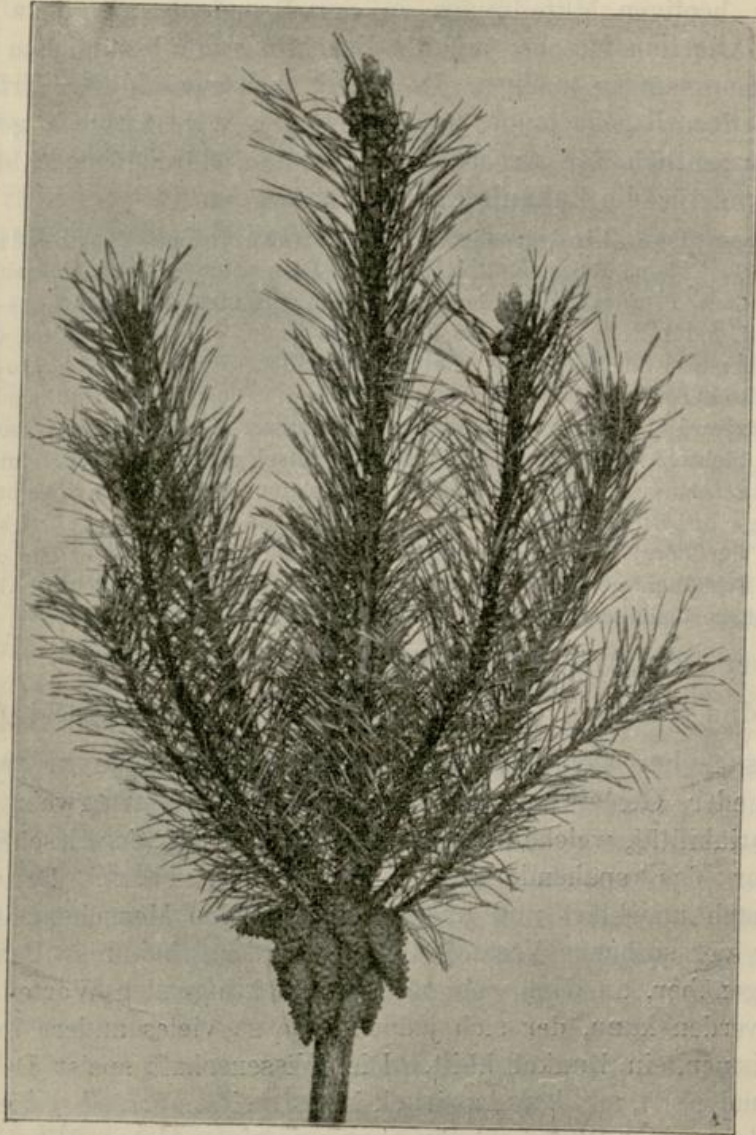
6. Herr Dr. Carl Bolle spricht

über das Naturspiel einer abnorm fruchtenden Kiefer.

Beides finden wir bei den Nadelhölzern: Beharren in ewig sich gleichbleibender Gestaltung und jene gleichsam sprungweis hervortretende Variabilität, welche uns in vielen Einzelfällen „der Erscheinungen Flucht“ vor das spähende und erfreute Auge rückt. Den letzten Gründen nach unerklärt und unerklärlich für den Menscheng Geist, sieht sich dieser vor sothaner Veränderlichkeit einem geheimnisvollen Naturprozess gegenüber, an dem wohl mit gelehrt klingenden Worten herumgedeutelt werden kann, der sich jedoch, wie so vieles andere im Leben der Organismen, in Dunkel hüllt. Die Wissenschaft speist Derartiges, fast verleumderisch, mit dem Ausdruck Monstrosität ab; selbst die prachtvollste Füllung einer Blume ist ihr eben nur eine solche. Mit grösserem Recht hat man es ein Naturspiel (*Lusus*) genannt. Die Blutbuche, die Pyramideneiche, die Centifolienrose fallen in die gleiche Kategorie. Be gnügen wir uns mit dem Genuss freudiger Betrachtung, statt uns mit der doch schwerlich zu ermöglichenden Lösung kosmischer Rätselfragen abzuquälen.

Unsere mehr als jeder andere Baum heimische Konifere *Pinus sylvestris*, die wir, eigenwillig, nur ungern mit dem zwar forstlich

gebotenen, hier zu Lande aber unvolkstümlichen Namen Kiefer bezeichnen, verhält sich, Obigem gemäss, ganz nach der Regel. Wir sehen diesen Charakterbaum der Märk, unsere oft geschmähte, uns doch so liebe Fichte oder Kiene waldbildend in ungezählten Stämmen denselben Typus



wandellos bewahren; hie und da nur eine plötzliche Abweichung vom Gewohnten, sei es an Haupt oder Gliedern, die sich von der Urform nach sehr verschiedenen Richtungen hin absondern will. Weniger Grösse oder Gestalt, wie wohl bei der Rottanne, als vielmehr Zahl und Stellung der Zapfen kommt hierbei in Erwägung und mag uns in einem konkret vorliegenden Fall einen Augenblick lang beschäftigen.

Diese Kienäpfel, eine allbekannte kegelförmige, harzdurchtränkte Fruchtbildung von mässiger Grösse, in bescheidener Weise die klassische Form des thyrsuskronenden Pinienapfels wiederholend — unseren Hausfrauen als Stoff zu helloderndem Kamin- oder heissglimmendem Plättfeuer nicht unwillkommen — brauchen zu ihrer Entwicklung einen anderthalbjährigen Zeitraum und bleiben, nach Ausstreuung des geflügelten Samens, dunkel mit weit geöffneten Schuppen, noch längere Zeit am Zweig hängen. Meist stehen dieselben zu zweien, seltener einzeln oder zu 3—5 auf sehr kurzem Stiele beisammen.

Nun giebt es jedoch Fälle, wo ein Baum sich zu ungewöhnlicher Vermehrung seiner Zapfen aufrafft. Gewissermassen einer Idiosynkrasie gehorchend oder um eine andere, wenig verständlichere Phrase zu gebrauchen, einem Raptus von Hypertrophie verfallen, erzeugt er dann seine Frucht in gehäufte Stellung und überraschend grosser Menge, indem er ein Bild zeigt, wie es uns in vorliegendem Falle sich in besonders auffallender und schöner Weise darstellt. In dichtem Quirl umgeben den starken Gipfeltrieb eines anscheinend jungen Bäumchens, eng aneinander gedrängt, 21 Zapfen und die gleiche Bildung scheint höher oben, vermöge jüngerer, eben erst hervorbrechender Zäpfchen sich wiederholen zu wollen.

Unser Kienbaum ergiebt dergestalt, wenn auch regelwidrig, ein Abbild dessen, was man häufiger an der mediterranen *Pinus brutia*, Ten, wahrnimmt, fälschlich sogar als Normalzustand dieser Species angesehen hat. Auch einige nordamerikanische Kiefernarten der dreinadeligen Gruppe, wie z. B. die *Pitch-pine*, *P. rigida*, Mill. und *P. muricata*, Don, zeigen sich zu derartiger Fruchtanhäufung mehr oder weniger geneigt.

Bei uns darf eine solche nur als seltener Ausnahmefall betrachtet werden, den das Individuum schwerlich in erneuter Generation fortpflanzen würde. Mir selbst ist sie zwar mehrfach aufgestossen, doch finde ich sie in der Litteratur kaum erwähnt und gestehe, sie in gleich vollkommener Weise, wie vorliegend, frisch noch nie gesehen zu haben.

Das in Rede stehende Exemplar, wohl der Aufbewahrung wie auch der Abbildung als märkisches Naturprodukt, wert, ist (vgl. die beigefügte Abbildung) unserem Provinzial-Museum als Geschenk des städtischen Garteninspektors, Herrn Hampel, zugegangen. Es stammt dasselbe aus den Potsdamer Forsten und zwar ist es, um die Lokalität genauer zu bezeichnen, der waldreichen Umgebung des Dorfes Golm entnommen worden.

7. Herr Dr. Pniower trägt folgendes vor:

Im Juli dieses Jahres feierte die bekannte Berliner Kupferdruckerei O. Felsing ihr hundertjähriges Bestehen. Aus Anlass dieses Jubiläums hat sie das vorliegende Werk „100 Jahre im Dienste der Kunst“ als Erinnerungsgabe herstellen lassen, zugleich wohl um eine Probe ihrer

Leistungsfähigkeit abzulegen. Die Probe ist aufs glänzendste bestanden. Das Werk zeigt das Können der Druckerei auf einer gewaltigen Höhe und lässt es begreiflich erscheinen, dass sie einen so hohen Ruf genießt.

Unsere besten Stecher und Radierer liessen und lassen bei O. Felsing drucken, Künstler wie Stauffer-Bern, Bernhard Mannfeld, Gustav Eilers, Hans Meyer, Max Klinger, Max Liebermann, v. Gleichen-Russwurm u. a.

Das Geschäft wurde im Juli 1797 von dem Kupferstecher Joh. Conrad Felsing für seinen eigenen Bedarf in Darmstadt gegründet. 1875 wurde es nach Berlin verlegt. Es ist während der ganzen Zeit im Besitze der Familie geblieben. Der jetzige Inhaber, Wilhelm Felsing, ist der Urenkel des Begründers.

Der Text des Buches ist von Willibald Franke verfasst. Er giebt die interessante Geschichte des Geschäftes, das rasch aufstieg, gelegentlich sank, dann aber wieder einen erhöhten Aufschwung nahm, um jetzt in höchster Blüte zu stehen. Seine Inhaber waren zum Teil eigenartige Persönlichkeiten und standen zu hervorragenden Männern wie Gustav Liebig, dem Turnvater Jahn, Wilhelm von Kaulbach in Beziehung. So fehlt es dem Buch nicht an charakteristischen Briefen, von denen einige in Facsimiles gegeben sind.

Das schönste an ihm aber ist sein bildnerischer Schmuck. Es ist verschwenderisch reich an eingedruckten und eingelegten Reproduktionen von Zeichnungen, Stichen und Radierungen, die vielfach Wiederholungen der von der Firma im Druck hergestellten Platten sind. Zugleich liefert es, da es die verschiedensten Papiersorten verwendet, interessante Proben der einzelnen, heute für den Stich, die Radierung und die Photogravüre gebräuchlichsten Arten. Es wird so von selbst zu einer übersichtlichen und instruktiven Geschichte des Kupferstiches und der verwandten Kunstzweige in den letzten hundert Jahren.

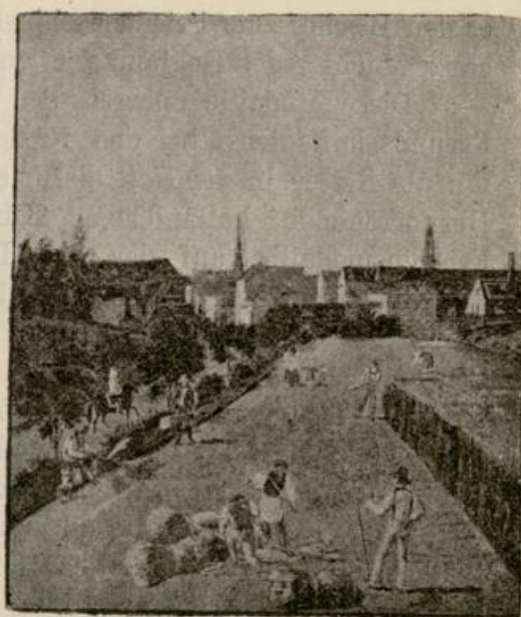
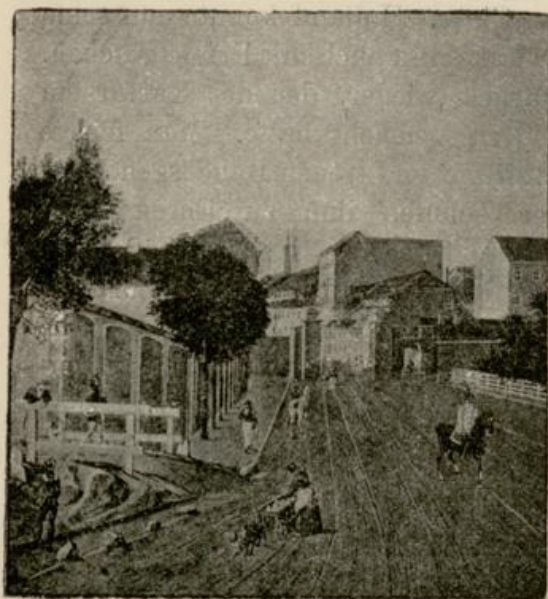
Das Werk ist im Buchhandel nicht erschienen und unverkäuflich. Das vorliegende Exemplar, das einen Wert von nahezu 300 Mark repräsentiert, erhielt das Märkische Provinzial-Museum von Herrn Wilhelm Felsing geschenkt, für welche hochherzige Gabe ihm auch an dieser Stelle warmer Dank ausgesprochen sei.

8. Herr Buchholz zeigt 2 Aquarell-Bilder vor und bemerkt dazu:

Diese beiden nachstehenden Aquarellbilder zeigen uns die Gegend des Prenzlauer Thors zu Berlin, wie sie genau vor 50 Jahren, im Jahre 1847, aussah. Von zwei verschiedenen Stellen des Windmühlberges aus, wo jetzt die Bötzowsche Brauerei steht, hat der Künstler, Heinrich von Olivier, das Prenzlauer Thor und seine Umgebung im Bilde fixiert. Von der höheren Stelle aus sieht man über den Marienkirchhof, das Prenzlauer Thor, das noch jetzt stehende Bötzowsche Wohnhaus und das grosse Exerzierhaus hinweg bis zu den Türmen der Nikolai-

und der Marien-Kirche, während im Vordergrund auf dem Bötzowschen Acker der Roggen geerntet wird. Auf dem anderen Bilde erscheint das Thor selbst im Vordergrund, durch das der Blick in die Prenzlauer Strasse offen ist, links ein Teil der Kirchhofmauer, rechts der belaubte Vorgarten des Exerzierhauses. Als Staffage ein reitender Kürassier-General (Wrangel?), ein Infanterist, ein Künstler, Milch- und Höcker-Weiber etc.

Im Anschluss an diese Vorlage hat Herr Bötzow eine Blei-Skizze von 1861 und 4 Photographien von 1865 zur Ansicht gebracht, die dieselbe Stadtgegend betreffen. Die Skizze stellt das „Würstsche Lokal“ auf dem Windmühlenberge, von einem Hause der Linienstrasse aus



gesehen, dar. Die eine der Photographien zeigt das damals auf dem Windmühlenberge neu erbaute Ausschanklokal der Bötzowschen Brauerei, von Süden her gesehen (die Brandenburgia tagte in diesem Lokal und in der inzwischen hinter demselben neu erbauten grossen Brauerei am 20. Mai 1896). Die 3 anderen Photographien geben das getreue Bild der Gegend, wie man sie damals vom Turm des Ausschankgebäudes aus in den Richtungen nach Ost, Süd und West sah. Das nach Süden, dem Aquarellbild von 1847 ähnlich, weist gegen dieses nur wenige Veränderungen nach. Die nach Ost und West (Prenzlauer, bezw. Schönhauser Allee) führen uns den primitiven Zustand jener Gegend vor 30 Jahren vor Augen, namentlich giebt das letztere zugleich ein Bild des Windmühlenberges, im Vordergrund das Würstsche Lokal und zwei Windmühlen, weiterhin die nur auf der Westseite bebaute Schönhauser Allee mit dem Brauereilokal Pfefferberg.

Herr Buchholz (unter Vorlage einer grossen silbernen Medaille):

Auf einen Freundschaftsdienst des Grossen Kurfürsten gegenüber Holland bezieht sich diese schöne und höchst seltene Medaille, die von einem hochherzigen Gönner dem Märkischen Museum kürzlich zugewendet wurde.

Im Jahre 1666 war „Holland in Not“; es befand sich im Kriege mit England und wurde gleichzeitig von dem sehr streitbaren Bischof Galen von Münster bedrängt, der bereits einen beträchtlichen Gebietsteil der vereinigten Niederlande besetzt und die holländischen Truppen zerstreut hatte. Die Gefahr lag nahe, dass Holland dem doppelten Ansturm unterliegen würde. Da legte sich der Grosse Kurfürst ins Mittel. Gestützt auf ein in seinen Cleveschen Landen versammeltes Heer zwang er den Bischof zum Friedensschluss von Cleve. Holland konnte nun seine ganze Macht gegen England verwenden, was dann auch mit Erfolg geschah.

Diese Medaille spiegelt den Eindruck wieder, den des Kurfürsten Freundschaftsdienst bei den Niederländern gemacht hatte. Man feierte ihn als Retter in der Not, als Friedensstifter und treuen Bundesgenossen. Hervorragende holländische Künstler schufen ihm zu Ehren diese Friedensmedaille, auf der die Hauptseite von dem vorzüglichen Bilde des Kurfürsten eingenommen wird, über den zwei Krieger einen Lorbeerkrantz halten. Drei allegorische Figuren auf der Rückseite stellen die Friedensscene dar. Hollands und Münsters Banner werden von Brandenburg mit einem Lorbeerkrantz friedlich verbunden. Zu Füssen liegen Blume und Harfe, Wappenkleinode Englands und Irlands. Eine Inschrift erläutert: „Hier staat Keur Brandenburg S'lants trouwste Bontgenoot die door syn staale Vuist de goude Vree besloot. Laat nu den Bittren Brit of Münster Vrie vry schelden. Door Kunst kroont Müller hier het puik der Oorlogs Helden*).

Auf die technische Herstellungsart möchte ich noch aufmerksam machen. Das Prägen in einer so grossen Form hatte seine Schwierigkeiten. Man half sich dadurch, dass man beide Seiten einzeln nach der Zeichnung austrieb und dann die beiden Platten durch einen starken Rand verband. Die Medaille ist deshalb hohl und relativ leicht.

9. Herr Professor Dr. Karl Müllenhoff hält seinen angekündigten Vortrag, den wir unten besonders abgedruckt bringen.

10. Nach dem Schluss der Sitzung vereinigten sich die Mitglieder in geselliger Weise im Schultheiss-Ausschank Potsdamer Strasse 13.

*) Hier steht Kurbrandenburg, des Landes treuester Bundesgenosse, der durch seine Stahlfaust den goldenen Frieden stiftete. Lasst nun den bitteren Britten auf Münsters Frieden frei schelten, durch Kunst krönt Müller hier den besten der Krieges Helden.